

F. Paul Wilson

DIE GRUFT

Fantastischer Thriller

Aus dem Amerikanischen von Michael Plogmann

FESTA

www.Festa-Verlag.de

1. Auflage Dezember 2006

Originaltitel: *The Tomb*

© 1984 by F. Paul Wilson

Veröffentlicht mit Erlaubnis von F. Paul Wilson

© dieser Ausgabe 2006 by Festa Verlag, Leipzig

Titelbild: Dave Kendall

Literarische Agentur: Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-039-5

Kapitel 1

Donnerstag, 2. August

1

Handyman Jack erwachte. Das Licht stach ihm in die Augen, in seinen Ohren rauschte es und sein Rücken schmerzte höllisch.

Er war auf der Couch in seinem Gästezimmer eingeschlafen, wo der Videorekorder und der Beamer standen. Er blickte auf den Bildschirm. Flimmernde Streifen zogen über die zwei Meter breite Leinwand und die Klimaanlage an der rechten Hälfte des geteilten Fensters lief auf Hochtouren, um den Raum auf 21° C zu halten.

Stöhnend rappelte er sich auf und schaltete den Projektor aus. Das Rauschen verstummte. Er beugte sich vor und berührte seine Zehen, dann richtete er sich wieder auf und drehte sich in der Hüfte. Sein Rücken war vollkommen verspannt. Diese Couch war zum Sitzen da, bestimmt nicht zum Schlafen.

Er ging zum Videorekorder hinüber und drückte auf die Auswurf-taste. Er war während des Abspanns der 1931er-Fassung von *Frankenstein* eingeschlafen, dem ersten Teil von Handyman Jacks inoffizieller James-Whale-Retrospektive.

Armer Henry Frankenstein, dachte Jack, als er das Video in die Hülle schob. Obwohl alles dagegen sprach, obwohl jeder in seiner Umgebung vom Gegenteil überzeugt war, glaubte Henry die ganze Zeit, er sei bei vollem Verstand.

Jack fand den leeren Platz in dem Videoregal an der Wand, schob das Video hinein und zog die Kassette daneben heraus. *Frankensteins Braut*, der zweite Teil seiner privaten James-Whale-Retrospektive.

Ein Blick aus dem Fenster zeigt ihm wie immer weißen Sandstrand, regloses blaues Meer und wohlgeformte Leiber in der Sonne. Er konnte es nicht mehr sehen. Vor allem nicht, seit die Farbe von ein paar Steinen abgeblättert war. Vor drei Jahren hatte

er sich diese Szenerie auf die nackte Hauswand gegenüber von diesem Fenster und dem Schlafzimmerfenster seines Apartments im zweiten Stock malen lassen. Drei Jahre reichten aber auch. Der Strand interessierte ihn nicht mehr. Vielleicht sollte er auf Regenwald umsteigen. Mit einer Menge Vögeln und Reptilien und wilden Tieren, die sich im Blattwerk versteckten. Ja ... ein Regenwaldpanorama. Er machte sich in Gedanken eine Notiz. Er musste nur noch jemanden finden, der für diesen Job geeignet war.

Das Telefon im Wohnzimmer klingelte. Wer konnte das sein? Er hatte sich vor ein paar Monaten eine neue Nummer geben lassen, die er nur sehr wenigen Personen mitgeteilt hatte. Er machte sich nicht die Mühe, zum Hörer zu hasten. Sein Anrufbeantworter würde das Gespräch annehmen. Er vernahm ein Klicken, dann die übliche Ansage:

»Pinocchio Productions ... Ich bin zurzeit nicht da, aber wenn Sie –«

Die Stimme einer Frau sprach über den Ansagetext hinweg. Sie klang ungeduldig:

»Jack, nimm ab, wenn du da bist. Sonst versuche ich es später noch einmal.«

Gia!

In seiner Hast, zum Telefon zu kommen, stolperte er beinahe über seine eigenen Füße. Mit der einen Hand schaltete er den Anrufbeantworter aus, mit der anderen ergriff er den Telefonhörer.

»Gia? Bist du das?«

»Ja, bin ich.« Ihre Stimme war nüchtern, beinahe abweisend.

»Mein Gott, ist das lange her!« Zwei Monate. Eine Ewigkeit. Er musste sich setzen. »Ich bin so froh, dass du anrufst.«

»Es ist nicht so, wie du denkst, Jack.«

»Was meinst du damit?«

»Ich rufe nicht meinetwegen an. Wenn ich es mir aussuchen könnte, würde ich nicht anrufen. Aber Nellie hat mich darum gebeten.«

Sein Hochgefühl ebte ab, aber er redete weiter. »Wer ist Nellie?« Der Name sagte ihm gar nichts.

»Nellie Paton. Du erinnerst dich doch an Nellie und Grace – die beiden englischen Damen?«

»Ach ja. Wie konnte ich das vergessen. Die haben uns miteinander bekannt gemacht.«

»Es ist mir gelungen, ihnen das zu verzeihen.«

Jack verzichtete auf einen Kommentar. »Worum geht es?«

»Grace ist verschwunden. Seit sie Montagabend schlafen ging, hat sie niemand mehr gesehen.«

Er erinnerte sich an Grace Westphalen. Eine sehr korrekte und distinguierte Dame, die auf die Siebzig zuzuging. Nicht gerade der Typ, der einfach so durchbrannte.

»Hat die Polizei ...?«

»Natürlich. Aber Nellie hat mich gebeten, dich anzurufen und um Hilfe zu bitten. Also habe ich angerufen.«

»Soll ich sie besuchen?«

»Ja, wenn es dir recht ist.«

»Wirst du da sein?«

Sie stöhnte verärgert auf. »Ja. Kommst du oder nicht?«

»Ich bin schon unterwegs.«

»Warte besser noch. Die Streifenpolizisten, die die Anzeige aufgenommen haben, haben gesagt, es würde heute Morgen noch ein Kollege vorbeikommen.«

»Oh.« Das war nicht gut.

»Ich dachte mir, dass du es auf einmal nicht mehr so eilig haben würdest.«

Das hätte sie auch weniger selbstgefällig sagen können. »Ich komme kurz nach Mittag vorbei.«

»Du weißt, wo?«

»Ich weiß, dass es ein gelbes Stadthaus am Sutton Square ist. Davon gibt da nur eines.«

»Ich werde Nellie ausrichten, dass du kommst.«

Und dann legte sie auf.

Jack warf den Hörer in die Luft und fing ihn wieder auf, dann legte er ihn auf die Gabel zurück und schaltete den Anrufbeantworter wieder ein.

Er würde Gia treffen. Sie hatte ihn angerufen. Sie war nicht herzlich gewesen und hatte gesagt, sie rufe für jemand anderes an

– aber sie hatte angerufen. Das war das erste Lebenszeichen von ihr, seit sie ihn verlassen hatte. Er konnte gar nicht anders, er fühlte sich hervorragend.

Er tigerte durch den größten Raum seiner Wohnung, der gleichzeitig Wohn- und Esszimmer war. Für ihn war der Raum der Inbegriff von Gemütlichkeit, aber kaum einer seiner Gäste teilte diese Begeisterung. Sein bester Freund, Abe Grossman, hatte in einer seiner besseren Stimmungen den Raum als »klausrophobisch« bezeichnet. Wenn er schlechte Laune hatte, sagte er, im Vergleich mit seiner Wohnung sei das Haus der Addams Family Bauhaus-Konzeption.

Alte Filmplakate säumten alle Wände, an denen nicht gerade Regale und Setzkästen mit all dem Krimskrams standen, den Jack immer wieder von seinen Touren durch verstaubte Secondhand-Läden mitbrachte. Er schlängelte sich durch eine Ansammlung gold lackierter viktorianischer Eichenmöbel, die kaum noch Platz für etwas anderes ließen. Da gab es eine über zwei Meter große, über und über mit Schnitzereien verzierte Truhe, einen ausklappbaren Sekretär, ein durchgesehenes Sofa mit hoher Lehne, einen massiven Esstisch mit Klauenfüßen, zwei Rauchtische, deren Füße jeweils in einer Vogelklaue endeten, die eine Kristallkugel hielt, und sein Lieblingsstück, einen monströsen Ohrensessel.

Er erreichte das Badezimmer und begann mit dem verhassten Morgenritual des Rasierens. Während das Rasiermesser über seine Wangen und die Kehle strich, überlegte er erneut, ob er sich einen Bart stehen lassen sollte. Sein Gesicht war nicht unattraktiv. Braune Augen, dunkelbraunes Haar mit einem vielleicht etwas zu niedrigen Haaransatz. Eine Nase, die weder zu groß noch zu klein war. Er lächelte sein Spiegelbild an. Nicht übel, dieser spitzbübische Zug. Die Zähne könnten weißer und gerader sein und seine Lippen waren etwas schmal, aber das Lächeln war okay. Mit diesem Gesicht konnte man sich sehen lassen. Als Bonus gab es zu dem Gesicht noch einen drahtigen, muskulösen, einen Meter achtundsiebzig großen Körper dazu.

Was konnte man daran nicht mögen?

Sein Lächeln verebbte.

Fragt Gia. Sie scheint zu wissen, was man daran nicht mögen kann.

Aber ab heute würde alles anders werden.

Nach einer kurzen Dusche kleidete er sich an und schaufelte ein paar Schüsseln Schokopops in sich hinein, dann schnallte er sich sein Knöchelhalfter um und schob die kleinste .45 der Welt, eine Semmerling LM-4, hinein. Er wusste, er würde unter dem Halfter schwitzen, aber er ging nie ohne eine Waffe aus dem Haus. Die Beeinträchtigung seiner Bequemlichkeit wurde durch das beruhigende Gefühl von Sicherheit wieder ausgeglichen.

Er warf einen Blick durch den Spion in der Tür, dann drehte er den Hauptknauf, der die vier Bolzen oben, unten und an beiden Seiten löste. Die Hitze des Korridors schlug ihm entgegen. Er trug Jeans und ein leichtes, kurzärmeliges Hemd. Zu seinem Glück hatte er auf das Unterhemd verzichtet. Die Luftfeuchtigkeit kroch ihm schon jetzt in die Kleidung und legte sich wie ein Film auf seine Haut und dabei hatte er das Haus noch nicht einmal verlassen.

An der Haustür blieb er einen Moment stehen. Das Sonnenlicht blakte trübe durch den Dunst über dem Dach des Museums für Naturgeschichte rechts die Straße hinunter. Die feuchte Luft hing bewegungslos über dem Asphalt. Er konnte sie sehen, riechen, schmecken – und er sah Dreck, roch Dreck und schmeckte Dreck. Staub, Ruß und Abgase, gewürzt mit einer Prise Kohlenmonoxid und vielleicht noch einem Hauch ranziger Butter aus der Mülltonne um die Ecke.

Es geht doch nichts über die Upper West Side im August.

Er schlenderte zum Bürgersteig hinunter und spazierte in westlicher Richtung an den Sandsteinbauten entlang, die die Straße säumten, bis zu der Telefonzelle an der Ecke. Es war eigentlich keine Telefonzelle, sondern eine offene Kiste aus Plastik und Chrom auf einem Sockel. Aber wenigstens war sie intakt. In regelmäßigen Abständen riss jemand den Hörer heraus und hinterließ verschiedenfarbige Kabel, die wie abgetrennte Nervenenden aus der Zuleitung ragten. Oder es nahm sich jemand die Zeit und machte sich die Mühe, einen kleinen Papierkeil in den Münzschlitz zu stopfen oder Zahnstocherspitzen in die

winzigen Zwischenräume zwischen den Tasten und dem Gehäuse zu verkeilen. Es war immer wieder faszinierend zu beobachten, was für seltsamen Neigungen einige seiner Mitbürger frönten.

Er wählte die Nummer seines Büros und hielt seinen Pieper an den Hörer. Eine aufgezeichnete Stimme – nicht Jacks eigene – spulte die übliche Ansage ab:

»Hier ist Handyman Jack. Ich bin zurzeit unterwegs, aber Sie können nach dem Pfeifton Ihren Namen und Ihre Telefonnummer hinterlassen. Erläutern Sie bitte in kurzen Worten Ihr Problem, ich werde mich dann umgehend bei Ihnen melden.«

Dann kam der Signalton und die Stimme einer Frau, die von einem Defekt bei der Zeitschaltuhr ihres Wäschetrockners sprach. Ein weiteres Piepen, dann fragte ein Mann nach der Reparaturanleitung für einen Mixer. Jack kümmerte sich nicht um die Telefonnummern, die sie hinterließen; er hatte nicht vor, sie zurückzurufen. Wie kamen diese Leute an seine Nummer? Er stand nicht in den Gelben Seiten und im regulären Telefonbuch war er selbstverständlich unter einer falschen Adresse gelistet. Er wollte verhindern, solche Reparaturanfragen zu erhalten, aber irgendwie kamen die Leute trotzdem an seine Nummer.

Die dritte und letzte Aufzeichnung war etwas Besonderes: geschliffen und präzise, sehr klare Artikulation, sehr schnell, ein leichter britischer Akzent, aber definitiv nicht englisch. Jack kannte ein paar Pakistani, die so sprachen. Der Mann war offenkundig aufgeregt und stolperte über seine Worte.

»Mr ... Jack ... meine Mutter ... meine Großmutter – sie ist furchtbar zugerichtet worden. Ich muss Sie sofort sprechen. Es ist äußerst dringend.« Er hinterließ seinen Namen und eine Nummer, unter der er zu erreichen war.

Das war ein Anruf, den Jack beantworten würde, auch wenn er dem Mann wohl absagen musste. Er hatte vor, sich mit allen Kräften Gias Problem zu widmen. Und Gia. Das war wahrscheinlich seine letzte Chance, die Sache mit ihr ins Reine zu bringen.

Er tippte die Ziffern ein. Die präzise Stimme antwortete, noch bevor es zweimal geklingelt hatte.

»Mr Bahkti? Hier ist Handyman Jack. Sie haben heute Nacht in meinem Büro angerufen und ...«

Mr Bahkti war plötzlich sehr reserviert. »Das ist nicht dieselbe Stimme wie auf dem Anrufbeantworter.«

Sehr aufmerksam, dachte Jack. Die Stimme auf dem Anrufbeantworter war die von Abe Grossman. Jack sprach nie mit der eigenen Stimme über das Telefon im Büro. Aber die meisten Leute merkten das nicht.

»Das ist eine alte Aufnahme«, erklärte er.

»Aha. Nun ja. Ich muss Sie sofort treffen, Mr Jack. Es ist eine Angelegenheit von äußerster Wichtigkeit. Eine Sache von Leben und Tod.«

»Ich weiß nicht, Mr Bahkti, ich ...«

»Sie müssen! Sie können nicht ablehnen!« Das war ein neuer Ton: Dieser Mann war es nicht gewohnt, dass man ihm etwas abschlug. Es war eine Haltung, mit der Jack gar nicht zurechtkam.

»Sie verstehen das nicht. Ich bin bereits mit einem anderen Fall ...«

»Mr Jack! Hängt von diesem anderen Fall das Leben einer Frau ab? Kann der nicht kurze Zeit warten? Meine ... meine Großmutter wurde brutal in den Straßen Ihrer Stadt überfallen. Sie braucht Hilfe, die ich ihr nicht geben kann. Deswegen habe ich mich an Sie gewandt.«

Jack wusste, was Mr Bahkti vorhatte. Er wollte ihn moralisch unter Druck setzen. Das gefiel ihm nicht sonderlich, aber er war daran gewöhnt und beschloss, ihn wenigstens zu Ende anzuhören.

Bahkti hatte bereits mit seiner Erzählung begonnen.

»Ihr Auto – eine amerikanische Marke, wie ich betonen will – hatte gestern Nacht eine Panne. Und als sie ...«

»Sparen Sie sich das für später auf.« Jack war froh, dass er zur Abwechslung derjenige war, der den anderen unterbrach.

»Sie kommen ins Krankenhaus? Sie liegt im St. Clare ...«

»Nein. Wo unsere erste Begegnung stattfindet, bestimme ich. Ich treffe alle Kunden zu meinen Regeln. Ausnahmslos.«

»Na gut.« Bahkti gab widerstrebend nach. »Aber es muss bald sein. Wir haben nur sehr wenig Zeit.«

Jack gab ihm die Adresse von Julios Bar. Das waren von ihm aus noch zwei Blocks. Er sah auf die Uhr. »Es ist jetzt kurz vor zehn. Seien Sie pünktlich um halb elf da.«

»Eine halbe Stunde? Ich weiß nicht, ob ich das schaffe.«

Sehr gut! Jack mochte es nicht, wenn seine Klienten Zeit hatten, sich auf die erste Begegnung mit ihm vorzubereiten.

»Punkt halb. Ich warte dann noch zehn Minuten, danach bin ich weg.«

»Halb elf«, bestätigte Mr Bahkti und legte auf.

Das ärgerte Jack. Er hatte als Erster aufliegen wollen.

Er spazierte in nördlicher Richtung die Columbus Avenue hoch und hielt sich dabei im Schatten auf der rechten Seite. Einige der Läden machten gerade erst auf, aber in den meisten brummte das Geschäft schon seit Stunden.

Julios Bar war offen. Aber Julio hatte auch fast nie geschlossen. Jack wusste, die ersten Kunden kamen ein paar Minuten, nachdem Julio morgens um sechs aufschloss. Einige kamen gerade von ihrer Schicht und machten kurz auf ein Bier, ein hart gekochtes Ei und einen weichen Stuhl halt; andere standen an der Bar und kippten noch schnell mal eben einen, bevor sie sich ins Tagesgetümmel warfen. Und wieder andere verbrachten den größten Teil jedes Tages in dem kühlen Halbdunkel.

»Jacko!«, rief ihm Julio von der Bar aus entgegen. Er stand hinter dem Tresen, aber nur sein Kopf und der oberste Teil seiner Brust waren zu sehen.

Sie schüttelten sich nicht die Hände. Dafür kannten sie sich zu gut und sahen sich zu oft. Sie waren seit vielen Jahren befreundet, seit der Zeit, als Julio vermutet hatte, seine Schwester Rosa werde von ihrem Mann verprügelt. Es war eine diffizile Angelegenheit gewesen. Jack hatte die Sache für ihn erledigt. Seit dieser Zeit nahm der kleine Mann Jacks Klienten unter die Lupe. Denn Julio besaß ein Talent. Er hatte einen Riecher oder so etwas wie einen sechsten Sinn für Vertreter der Staatsgewalt. Jack gab sich große Mühe, solchen Menschen aus dem Weg zu gehen; das war für ihn überlebenswichtig. Und im Rahmen seiner Tätigkeiten ergab es sich auch oft, dass Jack Menschen gegen sich aufbrachte, wenn er die Interessen seiner Klienten vertrat. Julio achtete auch auf solche Typen.

Bisher hatte Julio noch nie versagt.

»Bier oder Business?«

»Am Vormittag? Für was hältst du mich?«

Die Bemerkung trug Jack einen giftigen Blick von einem verschwitzten alten Knacker ein, der einen Whisky und ein Bier vor sich stehen hatte.

Jack ging zu seiner Lieblingsecke. Julio kam hinter dem Tresen hervor, trocknete sich die Hände an einem Handtuch ab und dackelte hinter Jack her. Tägliches Hantel- und Fitnessstraining hatte ihm muskulöse Arme und Schultern eingebracht. Er hatte stark geölte schwarze Locken, olivbraune Haut und einen Schnurrbart, der eine exakte Linie über seiner Oberlippe bildete.

»Wie viele und wann?«

»Einer. Halb elf.« Jack schlüpfte in die hinterste Nische, von wo er einen freien Blick auf die Tür hatte. Und mit zwei Schritten am Hinterausgang war. »Er heißt Bahkti. Klingt wie ein Pakistani oder so was.«

»Ein Farbiger.«

»Wohl mehr Farbe als du, möchte ich wetten.«

»Touché. Kaffee?«

»Sicher.«

Jack dachte daran, dass er später noch mit Gia verabredet war. Eine angenehme Vorstellung. Sie würden sich treffen, würden sich berühren, und Gia würde sich erinnern, was sie an ihm gehabt hatte und vielleicht ... nur vielleicht ... würde sie erkennen, dass er doch kein so schlechter Kerl war. Er begann, vor sich hin zu pfeifen. Jack warf ihm einen verwunderten Blick zu, als er mit einem Kaffeekännchen, einer Tasse und der Morgenzeitung zurückkam.

»Wieso hast du denn so gute Laune?«

»Warum sollte ich nicht?«

»Du hast seit Monaten Trübsal geblasen, Mann.«

Jack hatte nicht gewusst, dass das so offensichtlich gewesen war. »Privatangelegenheiten.«

Julio zuckte die Achseln und goss den Kaffee ein. Jack trank ihn schwarz und wartete. Das erste Treffen mit einem Klienten war ihm stets unangenehm. Es bestand immer die Möglichkeit, dass es sich nicht um einen Klienten handelte, sondern um jemanden,

der eine Rechnung mit ihm begleichen wollte. Er stand auf und vergewisserte sich, dass die Tür auf den Hinterhof auch wirklich unverschlossen war.

Zwei Arbeiter der Stadtwerke kamen zu ihrer Frühstückspause herein. Ihr Frühstückskaffee wurde ihnen hell und schäumend in Pilsnergläsern serviert. Während sie tranken, folgten sie dem Fernsehprogramm über der Bar. Phil Donahue hatte drei Transvestiten zu Gast, die als Grundschullehrer arbeiteten. Jeder im Studio einschließlich Donahues hatte grüne Haare und ein quietschgelbes Gesicht. Julio schenkte den beiden Arbeitern noch einmal ein, dann kam er hinter der Bar hervor und setzte sich neben die Tür.

Jack warf einen Blick auf die Zeitung. »Wo sind die Penner?«, schrie ihm die Schlagzeile entgegen. Die Presse machte sehr viel Aufhebens um den dramatischen und vollkommen unerklärlichen Rückgang der Obdachlosenzahlen in den letzten Monaten.

Um genau 10:32 Uhr kam Mr Bahkti herein. Es konnte kein Zweifel daran bestehen, dass er es war. Er trug eine marineblaue Tunika à la Nehru. Seine dunkle Hautfarbe schien mit seiner Kleidung zu verschwimmen. Als die Tür sich hinter ihm schloss, sah Jack einen Augenblick lang nur ein Augenpaar, dass in der Luft am anderen Ende der düsteren Kneipe schwebte.

Julio steuerte direkt auf den Mann zu. Es fand ein Wortwechsel statt und Jack bemerkte, wie der Neuankömmling zurückzuckte, als Julio sich ihm entgegenbeugte. Er schien wütend, als Julio mit einem übertriebenen Achselzucken auf Jack zukam.

»Er ist sauber«, sagte er, als er Jacks Nische erreicht hatte. »Sauber, aber merkwürdig.«

»Was hältst du von ihm?«

»Das ist das Problem – ich weiß es nicht. Er ist ziemlich verschlossen. Da kriege ich nichts raus. Nur 'ne Gänsehaut.«

»Was?«

»Irgendwas ist an dem Typ, da kriege ich eine Gänsehaut, Mann. Mit dem ist nicht gut Kirschen essen. Du solltest dir ziemlich sicher sein, dass du auch liefern kannst, bevor du einen Auftrag von ihm annimmst.«

Jack trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte. Julios

Reaktion gefiel ihm nicht. Der kleine Mann war ein Macho, wie er im Buche stand. Er würde so einen Rat nie geben, wenn Mr Bahkti ihn nicht wirklich verunsichert hätte.

»Womit hast du ihn so auf die Palme gebracht?«

»Nichts Besonderes. Er ist so hochgegangen, als ich ›versehentlich‹ gegen ihn gestolpert bin. Das mochte er gar nicht. Soll ich ihn rüberschicken oder machst du dich davon?«

Jack zögerte und spielte mit der Idee, jetzt zu verschwinden. Schließlich würde er dem Mann wohl sowieso absagen müssen. Aber er hatte diesem Treffen zugestimmt und der Kerl war pünktlich erschienen.

»Schick ihn rüber, dann habe ich es hinter mir.«

Julio winkte Bahkti herüber und verschwand dann wieder auf seinen Platz hinter der Bar.

Bahktis geschmeidiger Gang verströmte Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein. Erst als er nur noch wenige Meter entfernt war, bemerkte Jack verblüfft, dass der linke Arm von der Schulter abwärts fehlte. Aber der Ärmel war nicht wie üblich hochgesteckt. Das Jackett war ohne einen linken Ärmel geschneidert worden. Er war groß – Jack schätzte ihn auf 1,88 m –, schlank, aber kräftig. Weit über die vierzig hinaus, vielleicht schon fünfzig. Die Nase war lang; er trug einen modellierten Bart, der sorgfältig in eine Spitze unter dem Kinn frisiert war. Das, was von seinem Mund zu sehen war, war breit und schmallippig. Das Weiße seiner walnussbraunen Augen leuchtete fast im Dunkel seines Gesichts. Es erinnerte Jack an John Barrymore in *Svengali*.

Er blieb vor der Lehne der Sitzbank stehen, die Jacks Nische begrenzte, und sah auf Jack hinunter, wobei er ihn ebenso offenkundig einschätzte, wie Jack das gerade mit ihm getan hatte.

2

Kusum Bahkti verabscheute diese Bar, die sich *Julios* nannte. Es stank nach Alkohol und gebratenem Rindfleisch und die Gäste gehörten den niederen Kasten an. Das war zweifellos eine der abstoßendsten Lokalitäten, deren Besuch ihm in dieser abstoßen-

den Stadt aufgezwungen worden war. Wahrscheinlich wurde sein Karma schon durch die bloße Anwesenheit besudelt.

Und sicherlich war dieser durchschnittlich aussehende Mitt-dreißiger, der da vor ihm saß, nicht der Mann, den er suchte. Er sah aus wie irgendein x-beliebiger Amerikaner, jemand, dem man überall in dieser Stadt begegnen konnte, ohne ihn auch nur wahrzunehmen. Er wirkte zu normal, zu gewöhnlich, zu alltäglich, um die Dienste zu leisten, von denen man ihm erzählt hatte.

Wenn ich zu Hause wäre ...

Ja, zu Hause in Bengalen, in Kalkutta, hätte er alles unter Kontrolle. Tausend Männer würden die Stadt auf der Suche nach dem Übeltäter durchkämmen. Er würde gefunden und die Stunde seiner Geburt verfluchen, bevor er in ein anderes Leben geschickt würde. Aber hier in Amerika war Kusum gezwungen, als Bittsteller vor diesem Fremden zu stehen. Es widerte ihn an.

»Sind Sie derjenige welcher?«, fragte er.

»Das hängt davon ab, wen Sie suchen«, gab der Mann zurück.

Kusum bemerkte, dass der Amerikaner Mühe hatte, nicht auf seine verstümmelte linke Schulter zu starren.

»Er nennt sich Handyman Jack.«

Der Mann breitete seine Hände aus. »Hier bin ich.«

Das konnte er nicht sein. »Vielleicht habe ich mich geirrt.«

»Vielleicht«, sagte der Amerikaner. Er schien in Gedanken verloren und nicht im Mindesten an Kusum und seinem Problem interessiert.

Kusum wandte sich zum Gehen. Er war einfach nicht fähig, einen Fremden um Hilfe zu bitten, und den hier schon gar nicht. Aber dann überlegte er es sich anders. Bei Kali, er hatte keine Wahl!

Er setzte sich Handyman Jack gegenüber. »Ich bin Kusum Bahkti.«

»Jack Nelson.« Der Amerikaner streckte ihm die rechte Hand entgegen.

Kusum konnte sich nicht überwinden, sie zu ergreifen, aber er wollte diesen Mann auch nicht verärgern. Er war auf ihn angewiesen.

»Mr Nelson ...«

»Nennen Sie mich Jack.«

»Na gut ... Jack.« Er fühlte sich unwohl bei so einem saloppen Umgang. »Sie müssen mich entschuldigen. Ich mag es nicht, berührt zu werden. Das ist in Asien nicht üblich.«

Jack musterte seine Hand, als suche er nach Schmutz.

»Ich wollte Sie nicht beleidigen ...«

»Vergessen Sie es. Wer hat Ihnen meine Nummer gegeben?«

»Die Zeit drängt ... Jack«, es kostete den Mann sichtlich Überwindung, den Vornamen zu benutzen, »... und ich muss darauf bestehen ...«

»Es gehört zu meinen Grundsätzen, zu wissen, woher ein Kunde kommt. Also wer?«

»Na gut: Mr Burkes von der Britischen Gesandtschaft bei den Vereinten Nationen.« Burkes hatte sich auf Kusums hektischen Anruf am Morgen gemeldet und ihm erzählt, wie gut dieser Jack vor ein paar Jahren ein diffiziles Problem der Botschaft gelöst hatte.

Jack nickte. »Ich kenne Burkes. Sind Sie bei den Vereinten Nationen?«

Kusum ballte die Faust und zwang sich dazu, das Verhör über sich ergehen zu lassen.

»Ja.«

»Und ich schätze, ihr Pakistanis seid mit den Engländern ziemlich dicke.«

Kusum war, als hätte er eine Ohrfeige erhalten. Er fuhr von seinem Stuhl hoch. »Wollen Sie mich beleidigen? Ich bin keiner von diesen Moslems ...!« Er fing sich wieder. Wahrscheinlich war das nur eine harmlose Verwechslung. Die Amerikaner hatten weltpolitisch nicht die geringste Ahnung. »Ich komme aus Bengalen und bin Mitglied der Indischen Gesandtschaft. Ich bin Hindu. Pakistan, das ursprünglich die indische Provinz Pandschab war, ist ein moslemisches Land.«

Offenbar spielte dieser Unterschied für Jack nicht die geringste Rolle.

»Meinetwegen. Das meiste, was ich über Indien weiß, weiß ich nur, weil ich *Gunga Din* an die hundert Mal gesehen habe. Aber jetzt erzählen Sie mir von Ihrer Großmutter.«

Kusum war einen Moment lang verwirrt. War *Gunga Din* nicht

ein episches Gedicht? Wie konnte man sich ein Gedicht ansehen? Er schob die Überlegung beiseite.

»Sie müssen wissen«, sagte er und scheuchte gedankenverloren eine Fliege davon, die Gefallen an seinem Gesicht gefunden hatte, »wenn dies mein Heimatland wäre, dann würde ich diese Angelegenheit auf meine Weise regeln.«

»Das sagten Sie mir bereits am Telefon. Wo befindet sie sich jetzt?«

»Im St.-Clare-Hospital an der ...«

»Ich weiß, wo das ist. Was ist passiert?«

»Sie hatte heute in den frühen Morgenstunden eine Autopanne. Während der Fahrer versuchte, ein Taxi für sie zu finden, hat sie den Fehler gemacht, aus dem Wagen zu steigen. Sie wurde überfallen und zusammengeschlagen. Wenn nicht gerade ein Streifenwagen des Wegs gekommen wäre, wäre sie totgeschlagen worden.«

»Ich befürchte, das passiert hier andauernd.«

Eine geschmacklose Bemerkung, wahrscheinlich die übliche Reaktion eines Stadtbewohners, der sein Mitgefühl für seine Bekannten aufhob, denen so etwas passierte. Aber in den Augen des Mannes entdeckte Kusum ein Funkeln, das darauf schließen ließ, dass es ihm vielleicht doch nicht so egal war.

»Ja, eine Schande für Ihre Stadt.«

»Kommen solche Überfälle in den Straßen von Kalkutta oder Bombay nicht vor?«

Kusum zuckte die Achseln und verscheuchte erneut die Fliege. »Wie sich die niederen Kasten untereinander verhalten, ist ohne Belang. In meinem Heimatland würde es sich selbst der übelste Strolch mehrfach überlegen, bevor er es wagen würde, einen Finger gegen jemanden aus der Kaste meiner Großmutter zu erheben.«

Etwas an dieser Erklärung schien Jack zu stören. »Ist Demokratie nicht etwas Wunderbares?«

Kusum runzelte die Stirn und versuchte, seine Verzweiflung zu verbergen. So ging das nicht. Er und dieser Handyman Jack kamen offenbar nicht auf einen Nenner.

»Ich glaube, ich habe mich getäuscht. Mr Burkes hat sie in den

wärmsten Tönen empfohlen, aber ich glaube, sie sind für diese spezielle Aufgabe nicht der richtige Mann. Ihr Verhalten ist unheimlich respektlos ...«

»Was erwarten Sie denn von einem Mann, der mit Bugs-Bunny-Filmen groß geworden ist?«

»... und Sie scheinen auch nicht die körperlichen Attribute zu besitzen, die ich für diese Aufgabe erwarte.«

Jack lächelte, als sei er an so etwas gewöhnt. Seine Ellbogen lagen auf dem Tisch, die Hände vor sich verschränkt. Ohne die geringste Vorwarnung schoss seine rechte Hand über den Tisch auf Kusums Gesicht zu. Kusum spannte die Muskeln an, um den Schlag abzufangen und mit einem Fußtritt zu kontern.

Doch der Schlag blieb aus. Jacks Hand schoss einen Millimeter an Kusums Gesicht vorbei und schnappte die Fliege im Flug direkt vor der Nase des Inder. Dann stand er auf, ging zu einer Tür und entließ die Fliege in die drückende Luft einer schmalen Seitenstraße.

Er ist schnell, dachte Kusum. Außergewöhnlich schnell.

Und noch wichtiger: Er hatte die Fliege nicht getötet. Vielleicht war das doch der richtige Mann.

3

Jack nahm wieder Platz und musterte den Inder. Es sprach für ihn, dass er nicht zurückgezuckt war. Entweder war er ungemein langsam oder er hatte Nerven wie Drahtseile. Jack hielt Kusums Reflexe für ziemlich gut.

Ein Punkt für jeden von uns, dachte er. Er fragte sich, wie Kusum wohl den Arm verloren hatte.

»Die Sache ist wahrscheinlich aussichtslos«, sagte Jack. »In dieser Stadt einen bestimmten Straßenräuber zu finden ist so, als stochere man in einem Hornissennest, um die eine Hornisse zu finden, die einen gestochen hat. Wenn sie ihn gut genug gesehen hat, um ein Phantombild anzufertigen, dann sollten sie zur Polizei gehen und ...«

»Keine Polizei!«, unterbrach ihn Kusum.

Das waren genau die Worte, auf die Jack gewartet hatte. Wenn die Polizei im Spiel war, war Jack es nicht.

»Es kann ja sein, dass die tatsächlich jemanden finden«, fügte Kusum hinzu, »aber das dauert viel zu lange. Das ist eine Sache von allerhöchster Dringlichkeit. Meine Großmutter stirbt. Deswegen bin ich nicht den offiziellen Weg gegangen.«

»Ich verstehe die ganze Sache nicht.«

»Ihre Halskette wurde gestohlen. Es handelt sich um ein uneretzliches Erbstück. Sie muss es zurückerhalten.«

»Aber Sie sagten, sie stirbt ...«

»Bevor sie stirbt! Sie muss die Kette zurückerhalten, bevor sie stirbt.«

»Unmöglich! Ich kann nicht ...« Diplomat hin oder her, der Kerl war ganz offensichtlich nicht ganz bei Trost. Man brauchte ihm gar nicht erst zu erklären, wie schwierig es sein würde, diesen einen Räuber zu finden. Und dann noch den Namen des Hehlers herauszubekommen, den zu finden und zu hoffen, dass er die Steine aus der Halskette nicht bereits herausgebrochen und den Rest eingeschmolzen hatte – da hatte man eher einen Sechser im Lotto. »Es lässt sich nicht machen!«

»Sie müssen es schaffen! Der Mann muss gefunden werden. Sie hat ihm einen Kratzer über den Augen beigebracht. Das ist doch ein wichtiger Anhaltspunkt!«

»Das ist Polizeiarbeit!«

»Die Polizei braucht zu lange! Sie muss die Kette heute Nacht zurückerhalten!«

»Das kann ich nicht!«

»Sie müssen!«

»Die Chancen, die Kette wiederzufinden, sind ...«

»Versuchen Sie es! Bitte!«

Bei dem letzten Wort brach Kusums Stimme, so als habe er es gegen übermächtige Gegenwehr aus einem abgeschotteten Teil seines Herzens hervorgezerrt. Jack spürte, was dieses Wort den Inder an Überwindung kostete. Da saß ein außerordentlich stolzer Mann vor ihm, der ihn um Hilfe anflehte.

»Na gut. Ich sage Ihnen, was ich tun werde: Ich rede mit Ihrer Großmutter. Mal sehen, wo ich überhaupt ansetzen könnte.«

»Das wird nicht notwendig sein.«

»Natürlich ist es notwendig. Sie weiß als Einzige, wie der Mann aussieht.« Versuchte Kusum, ihn von seiner Großmutter fernzuhalten?

Kusum sah unbehaglich drein. »Sie ist ziemlich durcheinander. Sie fantasiert. Ich will Sie jetzt nicht auch noch mit einem Fremden konfrontieren.«

Jack schwieg. Es blickte Kusum an und wartete. Schließlich gab der Inder nach.

»Ich werde Sie umgehend zu ihr bringen.«

Jack gestattete Kusum den Vortritt. Auf dem Weg nach draußen winkte er Julio zum Abschied zu, der gerade wieder sein berüchtigtes Schild aufhing: »Gratisessen: 2,50 Dollar«. Direkt unter das »Freibier ... morgen«-Schild.

An der Columbus Avenue fanden Sie sofort ein Taxi Richtung Innenstadt.

»Was mein Honorar angeht«, begann Jack, als sie im Fond des Wagens saßen.

Ein leises, überhebliches Lächeln spielte um Kusums Lippen.

»Geld? Sind Sie nicht ein Verteidiger der Geschlagenen, ein Kreuzritter der Gerechtigkeit?«

»Die Gerechtigkeit zahlt nicht meine Rechnungen. Mein Vermieter bevorzugt Bargeld. Ich übrigens auch!«

»Aha, ein Kapitalist!«

Wenn das Jack provozieren sollte, verfehlte es seinen Zweck.

»Wenn Sie nichts dagegen haben, bevorzuge ich ›Kapitalistenschwein‹ oder wenigstens ›kapitalistischer Speichellecker‹. Einfach nur Kapitalist ist so gewöhnlich. Ich hoffe, Burkes hat Sie nicht in dem Glauben gelassen, ich würde aus reiner Herzensgüte für Sie arbeiten.«

»Nein. Er hat gesagt, was Sie für den Auftrag bei der englischen Botschaft berechnet haben. Ein ziemlich gepfeffertes Honorar. Und noch dazu bar.«

»Ich nehme keine Schecks oder Schuldscheine, und ich nehme körperliche Gefahr auch nicht auf die leichte Schulter, vor allem dann nicht, wenn ich derjenige sein könnte, dem sie ange-tan wird.«

»Dann ist hier mein Angebot ... Jack: Nur für den Versuch zahle ich im Voraus die Hälfte dessen, was sie von den Engländern erhalten haben. Wenn Sie meiner Großmutter die Halskette zurückbeschaffen, bevor sie stirbt, bekommen Sie auch die andere Hälfte.«

Das ließ sich nur schwer ablehnen. Bei dem Job an der englischen Botschaft war es um Terrordrohungen gegangen. Die Sache war kompliziert, zeitraubend und zeitweilig auch ziemlich gefährlich gewesen. Normalerweise würde er Kusum nur einen Bruchteil dieser Summe berechnen. Aber Kusum schien willens und vor allem auch fähig, die ganze Summe zu zahlen. Und falls es ihm tatsächlich gelang, die Halskette zu beschaffen, wäre das ein echtes Wunder, und er hätte dafür jeden Cent verdient.

»Klingt akzeptabel«, sagte er ohne zu zögern. »Falls ich den Auftrag annehme!«

4

Jack folgte Kusum durch die Flure des Krankenhauses, bis sie zu einem Privatzimmer kamen, in dem eine Privatschwester neben dem Bett wachte. Der Raum war abgedunkelt. Die Vorhänge waren zugezogen und nur eine kleine Lampe in einer Ecke warf ein schummriges Licht über das Bett. Die Dame, die dort lag, war sehr alt. Weißes Haar umrahmte ein dunkles Gesicht voller Runzeln, knotige Hände waren in die Bettdecke über ihrer Brust verkrallt. In ihren Augen lag Angst. Ihr keuchendes Atmen und das Summen des Ventilators vor dem Fenster waren die einzigen Geräusche im Raum.

Jack stand am Fuß des Bettes und spürte, wie sich das bekannte Kribbeln durch seinen Körper ausbreitete. Bei all dem, was er gesehen hatte, all dem, was er getan hatte, musste er immer noch lernen, die Dinge nicht persönlich zu nehmen. Man hatte eine alte, hilflose Frau zusammengeschlagen. So etwas brachte ihn zur Weißglut.

»Fragen Sie sie, wie der Kerl ausgesehen hat.«

Kusum stand neben dem Kopfteil des Bettes und ließ einen

Wortschwall auf Hindi los. Die Frau antwortete in der gleichen Sprache, langsam, mühevoll, mit einem heiseren, stockenden Flüstern.

»Sie sagt, er sah aus wie Sie, nur jünger – und mit hellerem Haar.«

»Lang oder kurz?«

Ein weiterer Austausch, dann: »Kurz. Sehr kurz.«

Es handelte sich also um einen jungen Weißen, entweder ein GI auf Urlaub oder ein Skinhead.

»Sonst noch etwas?«

»Seine Augen«, sagte Kusum, »sie hat ihm das linke Auge zerkratzt, bevor er sie bewusstlos geschlagen hat.«

Gut gemacht, Oma!

Jack lächelte die alte Dame ermutigend an, dann wandte er sich wieder an Kusum. »Wir sehen uns draußen auf dem Flur.« Er wollte nicht vor der Krankenschwester reden.

Als er vor der Tür stand, sah er zum Schwesternzimmer hinüber und meinte, ein bekanntes Gesicht zu erkennen. Er ging hinüber, um einen genaueren Blick auf die üppige Blondine zu werfen, die gerade etwas in einer Krankenakte notierte. Eine Krankenschwester, wie sie sich jeder Mann erträumte. Ja, es war Marta. Sie hatten vor ein paar Jahren etwas miteinander gehabt, in den Zeiten vor Gia.

Sie begrüßte ihn mit einem freundlichen Kuss und einer Umarmung, und dann redeten sie eine Weile über alte Zeiten. Schließlich erkundigte sich Jack nach Mrs Bahkti.

»Sie macht es nicht mehr lange«, sagte Marta. »Seit Beginn meiner Schicht hat sich ihr Zustand deutlich verschlechtert. Wahrscheinlich übersteht sie die Nacht, aber es würde mich wundern, wenn sie morgen Abend noch hier ist. Kennst du sie?«

»Ich arbeite zurzeit für ihren Enkel.« Wie den meisten Menschen, die ihn persönlich kannten – und davon gab es nicht viele –, hatte er auch Marta den Eindruck vermittelt, es sei so etwas wie ein »Sicherheitsberater«. Kusum kam gerade aus dem Krankenzimmer. »Da ist er ja. Wir sehen uns später.«

Jack führte Kusum zu einem Fenster am Ende des Korridors,

wo sie außer Hörweite der Patienten und des Krankenhauspersonals waren.

»In Ordnung. Ich werde es versuchen. Aber ich kann nicht mehr versprechen, als dass ich mein Bestes tun werde.« Jack hatte beschlossen, es diesem Mistkerl heimzuzahlen.

Kusum atmete auf und murmelte etwas vor sich hin, dass in Jacks Ohren wie ein Gebet klang.

»Mehr kann man von niemandem verlangen. Aber wenn sie die Kette bis morgen früh nicht gefunden haben, ist es zu spät. Danach ist die Kette bedeutungslos. Trotzdem sollen Sie dann weiter nach dem Angreifer suchen. Und wenn Sie ihn finden, dann wünsche ich, dass Sie ihn töten.«

Jack verkrampfte innerlich, aber er behielt sein Lächeln bei und schüttelte den Kopf. Dieser Bursche hielt ihn für so etwas wie einen Auftragskiller.

»So etwas tue ich nicht.«

Kusums Blick zeigte deutlich, dass er das nicht glaubte.

»Na gut. Dann bringen Sie ihn mir, und ich werde ...«

»Ich werde bis morgen früh für Sie arbeiten«, sagte Jack.

»Solange werde ich alles in meiner Macht Stehende tun. Danach sind Sie auf sich gestellt.«

Ärger zuckte über Kusums Gesicht. *Du bist es nicht gewohnt, dass jemand so mit dir redet, nicht wahr?*, dachte Jack.

»Wann werden Sie anfangen?«

»Heute Abend.«

Kusum griff in sein Gewand und brachte einen dicken Umschlag zum Vorschein. »Hier ist die Hälfte der Bezahlung. Ich werde hier mit der anderen Hälfte warten, für den Fall, dass Sie heute Nacht noch mit der Halskette zurückkommen.«

Jack hatte ein ziemlich schlechtes Gewissen, weil er so viel Geld für eine dermaßen aussichtslose Sache kassierte. Trotzdem faltete er den Umschlag zusammen und steckte ihn in die rechte hintere Hosentasche.

»Ich zahle Ihnen zehntausend extra, wenn Sie den Kerl töten«, fügte Kusum hinzu.

Jack lachte, um kein böses Blut zu wecken, aber er schüttelte erneut den Kopf. »Vergessen Sie's. Aber etwas anderes: Glauben

Sie nicht, es würde die Sache erleichtern, wenn ich wüsste, wie die Kette aussieht?«

»Natürlich!« Kusum öffnete den Kragen seines Gewands und entblößte eine schwere, ungefähr 40 Zentimeter lange Kette. Die einzelnen Glieder waren halbmondförmig und mit exotischen Schriftzeichen verziert. Auf den beiden Seiten der Kette lagen sich zwei leuchtend gelbe ellipsenförmige Steine mit schwarzen Punkten in der Mitte gegenüber.

Jack streckte seine Hand danach aus, aber Kusum schüttelte den Kopf.

»In meiner Familie trägt jedes Mitglied eine solche Kette. Wir nehmen sie nie ab. Daher ist es sehr wichtig, dass meine Großmutter die ihre zurückerhält.«

Jack betrachtete die Halskette. Sie irritierte ihn. Er wusste nicht, warum, aber in seinem Bauch und an seinem Rückgrat entlang ließ ein primitiver Instinkt die Warnglocken schrillen. Die beiden Steine sahen aus wie Augen. Das Metall war silbrig, aber es war kein Silber.

»Woraus besteht sie?«

»Eisen.«

Jack sah genauer hin. Ja, da war ein Hauch von Rost an den Rändern von ein paar Gliedern.

»Wer würde eine Halskette aus Eisen haben wollen?«

»Ein Dummkopf, der geglaubt hat, sie bestände aus Silber.«

Jack nickte. Zum ersten Mal seit Kusums Anruf sah er eine kleine – eine winzig kleine – Chance, die Kette zurückzubekommen. Ein Schmuckstück aus Silber wäre inzwischen bei einem Hehler, der es entweder gebunkert oder direkt in einen anonymen kleinen Barren eingeschmolzen hätte. Aber so etwas wie das hier, ein Erbstück ohne materiellen Wert ...

»Hier ist ein Bild«, sagte Kusum und reichte ihm ein Foto der Halskette. »Einige Freunde von mir suchen bereits in den Pfandhäusern Ihrer Stadt danach.«

»Wie viel Zeit bleibt ihr noch?«

Kusum schloss langsam wieder seinen Kragen. Seine Miene war finster. »Zwölf Stunden, meinen die Ärzte. Vielleicht fünfzehn.«

Toll. Nicht mal Wunder dürfen mehr länger dauern.

»Wo kann ich Sie erreichen?«

»Hier. Sie werden doch wirklich danach suchen, nicht wahr?«
Kusums braune Augen bohrten sich in seine. Er schien gegen die Rückseite von Jacks Schädel zu starren.

»Ich habe gesagt, dass ich es tue.«

»Und ich glaube Ihnen. Bringen Sie mir die Halskette, sobald Sie sie gefunden haben.«

»Sicher. Sobald ich sie gefunden habe.«

Sicher. Als er das Krankenhaus verließ, überlegte er, warum er einem Fremden seine Hilfe zugesagt hatte, wo doch Gias Tante auf seine Dienste zählte. Es war immer wieder das Gleiche – er ließ sich jedes Mal bequatschen!

Scheiße!

5

Sobald er wieder in dem abgedunkelten Krankenzimmer war, zog Kusum einen Stuhl zu sich heran und nahm neben dem Bett Platz. Er ergriff die faltige Hand auf den Laken und musterte sie. Die Haut war kühl, trocken, wie Pergament. Darunter schien sich keinerlei Fleisch, nur Knochen zu befinden. Und ihre ganze Kraft war ebenso aufgezehrt.

Trauer überkam ihn.

Kusum blickte hoch und sah das Flehen in ihren Augen. Und die Angst. Er tat sein Möglichstes, die eigene Angst zu verbergen.

»Kusum«, sagte sie auf Bengali. Ihre Stimme war ein mitleid-erregendes Flüstern. »Ich sterbe.«

Das wusste er. Und es zerriss ihn innerlich.

»Der Amerikaner wird sie dir zurückbringen«, sagte er sanft.
»Man hat mir gesagt, er ist sehr gut.«

»Unglaublich gut.« Das waren Burkes Worte gewesen. Kusum hasste aus Prinzip alle Engländer, musste jedoch zugeben, dass Burkes kein Trottler war. Aber spielte es eine Rolle, was Burkes gesagt hatte? Die Aufgabe war unmöglich. Jack war so ehrlich gewesen, das zuzugeben. Aber Kusum musste etwas unternehmen!

Selbst wenn ein Scheitern absehbar war, musste er nach jedem Strohalm greifen!

Er ballte seine verbliebene Hand zur Faust. Warum musste das geschehen? Und warum gerade jetzt? Wie er dieses Land und seine oberflächlichen Bewohner hasste. Fast so sehr wie die Briten. Aber dieser Jack war anders. Er bestand nicht nur aus wahllosen Versatzstücken wie seine Landsleute. Kusum hatte ein komplexes Ganzes in ihm gespürt. Handyman Jack war nicht billig, aber Geld bedeutete nichts. Schon das Wissen, dass da draußen jemand auf der Suche war, spendete ihm Trost.

»Er wird sie dir zurückbringen«, sagte er und tätschelte die kraftlose Hand.

Es schien, als habe sie ihn nicht gehört.

»Ich sterbe«, flüsterte sie.

6

Jack fühlte sich unwohl mit so viel Geld in der Hosentasche. Er ging einen halben Block westlich zur 10th Avenue und dann Richtung Zentrum. Seine Hand tastete sich immer wieder zu der Gesäßtasche zurück, er hakte mehrmals einen Daumen hinein, um sich zu vergewissern, dass der Umschlag noch da war. Was sollte er jetzt damit anfangen? Bei solchen Gelegenheiten wünschte er fast, er besäße ein Bankkonto. Aber wenn jemand ein Konto eröffnete, verlangten die Leute in den Banken immer eine Sozialversicherungsnummer.

Er seufzte leise auf. Das war einer der größten Nachteile, wenn man außerhalb des gesellschaftlichen Netzes lebte. Ohne eine Sozialversicherungsnummer waren einem zahllose Dinge verwehrt. Man konnte keinen normalen Beruf ausüben, konnte keine Aktien kaufen oder verkaufen, konnte keinen Kredit aufnehmen, keine Immobilien besitzen, keine Krankenversicherung abschließen ... Die Liste war noch erheblich länger.

Mit dem Daumen lässig in der Gesäßtasche blieb er vor einem heruntergekommenen Bürogebäude stehen. Er hatte sich hier ein vielleicht zehn Quadratmeter großes Büro gemietet – das

kleinste, das er finden konnte. Er hatte weder den Makler noch jemand anderen, der mit dem Büro zu tun hatte, je getroffen. Dabei wollte er es auch weiterhin belassen.

Er nahm den quietschenden Fahrstuhl in den vierten Stock und stieg aus. Der Korridor war leer. Das Büro hatte die Nummer 412. Jack ging zweimal an der Tür vorbei, bevor er seinen Schlüssel hervorzog und sich schnell einließ.

Es roch immer gleich alt und staubig. Auf dem Boden und den Fensterbänken hatte sich eine Staubschicht gebildet. In den Ecken sammelten sich Wollmäuse. Der Raum hatte nur ein Fenster, bei dem eine der oberen Ecken von einem verlassenen Spinnennetz zugesponnen war. Hier arbeitete niemand!

Es gab keine Möbel. Auf dem nackten Fußboden lagen nur ein paar Briefumschläge, die durch den Postschlitz eingeworfen worden waren, und die Plastikabdeckung einer Schreibmaschine, unter der Kabel herauslugten, die zu dem Telefonanschluss und der Steckdose in der rechten Wand führten.

Jack sammelte die Briefe ein. Drei davon waren Rechnungen, alle adressiert an Jack Finch, zu Händen seines Büros. Der Rest waren Standardwurfsachen. Dann ging er zu der Plastikhaube und hob sie an. Das Telefon und der Anrufbeantworter schienen in Ordnung. Noch als er daneben hockte, gab die Maschine ein Klicken von sich, und er hörte Abe Grossmans übliche Ansage im Namen von Handyman Jack, gefolgt von einer Männerstimme, die sich über einen Wäschetrockner beschwerte, der nicht trocknete.

Er stellte die Haube zurück und ging zurück zur Tür. Ein kurzer Blick zeigte ihm, dass zwei der Sekretärinnen von der Schuhfirma am anderen Ende des Ganges vor dem Aufzug standen. Jack wartete, bis sich die Fahrstuhltür hinter ihnen geschlossen hatte. Dann schloss er die Bürotür hinter sich und nahm die Treppe. Als er die ausgetretenen Stufen hinunterlief, atmete er erleichtert auf. Er hasste es hierherzukommen und tat es so selten wie möglich und immer zu wahllosen, ungewöhnlichen Zeiten. Er wollte nicht, dass man sein Gesicht in irgendeiner Form mit Handyman Jack in Verbindung brachte, aber da waren eben auch Rechnungen, die bezahlt werden mussten und die er

sich nicht in seine Wohnung schicken lassen wollte. Dann und wann zu unberechenbaren Zeiten in das Büro zu kommen erschien ihm immer noch sicherer als ein Postfach.

Wahrscheinlich war das übertriebene Vorsicht. Wahrscheinlich hatte es niemand auf Handyman Jack abgesehen. Er war immer bemüht, sich im Hintergrund zu halten, wenn er Dinge erledigte. Er begegnete nur seinen Klienten.

Aber die Möglichkeit ließ sich nun einmal nicht ausschließen. Und solange sie bestand, würde er dafür sorgen, dass er nur sehr schwer zu finden war.

Mit dem Finger wieder in die wichtige Hosentasche geklemmt, reihte Jack sich erneut in die anschwellende Menschenmenge zur Mittagszeit ein und genoss die Anonymität der Masse. Er wandte sich östlich zur 42. Straße und schlenderte zu dem Backsteinbau zwischen der 8th und 9th Avenue, in dem sich die Post befand. Dort tätigte er drei Postanweisungen: zwei unbedeutende Beträge für die Strom- und Telefonrechnung und einen, der angesichts der Größe seines Büros unverschämt hoch war. Er unterschrieb alle drei mit Jack Finch und schickte sie ab. Auf dem Weg nach draußen fiel ihm ein, dass er, wenn er das Geld schon in der Tasche hatte, auch gleich die Miete für seine Wohnung zahlen könnte. Er drehte noch einmal um und besorgte sich eine vierte Postanweisung. Die adressierte er an seinen Vermieter und unterschrieb diesmal mit Jack Berger.

Ein kurzer Spaziergang führte ihn an einem Art-déco-Gebäude und entlang des Port-Authority-Gebäudes vorbei über die 8th Avenue, und dann war er in New Yorks Disneyworld. Er erinnerte sich noch an die Zeiten, als es sich beim Times Square und den umliegenden Straßen um ein Rotlichtviertel gehandelt hatte, ein immer geöffnetes Kuriositätenkabinett, bei dem sogar Tod Browning neidisch geworden wäre. Jack hatte nie eine Gelegenheit versäumt, durch diese Straßen zu spazieren. Es gefiel ihm, die Menschen zu beobachten, und nirgends hatte es eine größere Artenvielfalt von Homo sapiens abschaumiensis gegeben als am Times Square.

Der Block vor ihm war einst eine Sexmeile gewesen. Hier hatte ein Trash-Kino neben dem anderen gestanden, die entweder

Pornos, importierte Kung-Fu-Streifen oder billige Splatterfilme zeigten. Bei all den Markisen über den Eingängen konnte man hier im Regen spazieren gehen und wurde trotzdem kaum nass. Und dazwischen gab es winzige Pornoläden, Treppenaufgänge zu »Modellagenturen« und Tanzstudios, die unvermeidlichen Hot-dog- und Getränkestände und Ramschläden, die immer kurz vor der Pleite standen – zumindest behaupteten das die Ausverkaufsschilder in den Schaufenstern. Neben den Besitzern dieser ehrbaren Geschäfte trieben sich hier immer Nutten und Penner beiderlei Geschlechts herum sowie eine Menge undefinierbarer Gestalten, deren Geschlecht sich nicht mehr so genau bestimmen ließ, die aber als Kinder wohl wie Jungs ausgesehen hatten.

All das gehörte jetzt der Vergangenheit an und war von modernen Studiobühnen und Ablegern der Franchise-Ketten verdrängt worden. Donald hätte bestimmt keine Bedenken, Tick, Trick und Track hierherzubringen.

Jack überquerte den Broadway hinter dem Gebäude der Times und wandte sich zur 7th Avenue. Hier waren auf den Tischen am Straßenrand Schach- und Backgammon-Partien aufgestellt und dahinter saßen Typen, die für ein paar Scheinchen mit jedem spielten, der Lust dazu hatte. Weiter oben hatten Hütchenspieler ihre Stände aufgebaut und fliegende Händler verkauften Döner, Hotdogs, getrocknete Früchte und Nüsse, Brezeln und frisch gepressten Orangensaft. Die Gerüche mischten sich in der Luft mit den Bildern und der Geräuschkulisse. Alle Plattenläden an der 7th Avenue machten Werbung für *Polio*, die gerade angesagte Band, indem sie die Straße mit den Songs aus ihrem Debütalbum beschallten. An der Fußgängerampel über die 46. Straße wartete Jack neben einem Puerto Ricaner auf grün, der einen riesigen Ghettoblaster auf der Schulter trug, dessen Salsageplärre in der Lautstärke bei den meisten kleineren Säugetieren zu Sterilität führen musste. Mädchen mit bauchfreien Tops und sehr knappen Gymnastikhöschen aus Satin düsten auf Rollerblades durch den Verkehr mit winzigen Ohrstöpseln in den Ohren und Walkmans im Gürtel.

Direkt in der Brandung dieser Menschenflut stand ein großer schwarzer Blinder mit einem Schild auf der Brust und einem